Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 26 (1946-1947)
Heft: 9

Artikel: Rainer Maria Rilke : zum zwanzigsten Todestag
Autor: Kassner, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-159442

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

die Dialektik dieses Verhältnisses für die nächste Zukunft bestimmen. Keines der beiden Völker will einen neuen Weltkrieg. Die Keime eines solchen liegen nicht in den Volksseelen, sondern in den Ideologien und Deutungen, die die politische Interpretation den Ereignissen gibt.

Rainer Maria Rilke

Zum zwanzigsten Todestag

Von Rudolf Kassner

I.

Rilke, 1875 in Prag geboren, ist der Abstammung nach deutsch. Der slawische Zug, den viele in seinem Gesicht finden, ist häufig bei Deutschen in Böhmen anzutreffen und das Ergebnis einer gewissen Mimicry. Väterlicherseits führt die Blutfolge nach Nordböhmen in die Gegend um Aussig; mütterlicherseits teilweise nach dem Elsaß. Der Nachweis einer Abstammung von der in Kärnten heimischen adligen Familie der Rülke von Rüleken ist nicht zu erbringen, wenn auch die Möglichkeit einer solchen, auf die Gleichheit der Wappen beider Familien, der böhmischen und der altkärntner, sich stützend, nicht ausgeschlossen werden kann. Rilke selber hat daran festgehalten. Persönlich war er unbürgerlich in Art und Haltung.

Rilke hat das ganze Leben hindurch seine Kindheit, Jugend, Erziehung und alles darum herum für etwas wie ein Mißverständnis von seiten der Eltern, die gerne in ihm den künftigen Offizier gesehen hätten, gehalten, für ein Mißverständnis seiner ganzen Umgebung, Prags, ja Österreichs, und der Jahre, die er in der Kadettenschule von St. Pölten und an der Militär-Oberrealschule von Mährisch-Weißkirchen zubringen mußte, bis ganz zuletzt nie ohne das Gefühl eines wahren Hasses gedenken können. Nach einer mit Hilfe von Privatlehrern schnell und glänzend bestandenen Matura verließ er die Heimat für immer, ohne dahin anders als für sehr kurze Aufenthalte zurückzukehren.

Man darf von Rilke sagen, daß er die Heimat in der Fremde suchte, daß er dort, in der Fremde, Wurzel schlagen wollte. Vom Herzen aus. Zuerst in Rußland, wo er zweimal um die Jahrhundertwende durch mehrere Monate weilte, dann in Frankreich, zuletzt in der Schweiz. Er liegt hier begraben im Friedhof von Raron, hoch über der Rhone, die, das Wallis durchströmend, in deutschem Gebiet ihren Ursprung nimmt, von Sierre aus, wo Rilke auf Château Muzot die letzten Jahre verbrachte, in französisches abfließend. Was ihm alles symbolisch schien für den Verlauf seines äußeren und inneren Lebens.

Rilke lebte mit Entschiedenheit in den Bildern, in denen, die sich sein Herz von den Dingen machte. In diesem Sinne lebte er seine Dichtung ohne Bruch und lebte er auch sein Leben ohne einen solchen. Er ist, im Großen gesehen, die Vollendung jener wundervollen narzißhaften Lyrik, die mit Keats in England begonnen hatte. In den Duineser Elegien taucht er aus dem Spiegel seiner Bilder auf und sieht um sich, klagend. Hier klingt das aus, was der junge englische Dichter, von dem Tennyson sagte, daß er «der größte von uns allen» geworden wäre, wenn er nicht mit einundzwanzig Jahren hätte sterben müssen, in seinen Oden als Erster angestimmt hatte, klingt aus auf eine supreme, einzige Art, klingt deutsch aus.

II.

Einmal. Einmal und nicht mehr. Und wir auch
einmal. Nie wieder. Aber dieses
einmal gewesen zu sein, wenn auch nur einmal:
irdisch gewesen zu sein, scheint nicht widerrufbar.

So steht es in der neunten Elegie, die mir, wenn auch nicht die schönste, so doch die bedeutsamste von den zehn zu sein scheint. Weil ich eben Narziß gesagt habe, Spiegel, Bilder: Rilke, heißt das, war sich selber das ganze Leben lang sehr nahe, sodaß es bei ihm keine Ungenauigkeiten, keine leeren Stellen, nichts Schiefes gab. Um aber diese Nähe auszuhalten, mußte er dichten, das Leben dichtend leisten. Er liebt das Wort: leisten, es leisten, die Kindheit noch einmal leisten. Ohne anderen Zweck oder Grund als eben der Leistung. Daher das *einmal,* daher die Bilder. Um des *einmal* willen die vollkommenen Bilder. Jugend heißt bei solchen Voraussetzungen nicht sich entscheiden, sondern genau sein (im Unendlichen), nichts überspringen, wie wir im Genuß nichts überspringen. Rilke wollte um nichts in der Welt, um nichts Zukünftiges, zwischen Tugend und Genuß scheiden. Darin bestand seine Innigkeit, sein Inne-sein, die Innigkeit seiner Erinnerung. Seine Kindheit schien ihm verfehlt, darum war sie noch einmal zu leisten. Vom Dichter. In der Erinnerung, durch Er-innern. So, mit dem Bindestrich, liebt er das Wort.

Ich komme auch diesmal darauf zurück, daß Rilke die Erbsünde verwirft. Auch darum das «nur einmal» der Elegie. Er hat das «nur einmal» gegen die Erbsünde gestellt, während sie in Wahrheit nur der Ausdruck davon ist, der tragische. Rilke hat die Idee der Erbsünde nicht verstanden, nicht eingesehen, indem er der Ansicht war, sie liege am Grunde, tief unten im Bereiche der Väter, sei dort fixiert. In Wahrheit ist sie nicht zu fixieren, sondern verbindet sie Grund und Ziel, Anfang und Ende, Ursache und Sinn und ist nur ein mystischer Ausdruck für die Imagination. Das hat Rilke ebenso wenig verstanden wie den Mittler.

III.

Die eine Richtung der europäischen Lyrik im 19. Jahrhundert geht, wie erwähnt, von Keats aus; die andere ist die romantische, in Moerike gipfelnd. Rilke war nicht Romantiker, war es weniger als alle, die neben ihm in Betracht kommen; er war auch nicht das, was man einen Träumer nennt, hatte auch nie Träume gedichtet wie Swinburne oder Hofmannsthal, was für ihn mehr aussagt, als man meinen möchte und was ich auch mit seiner Neigung zur Psychoanalyse, mit deren Traumdeutung, zusammenbringe. Auch damit, daß er kein Gefühl für Geschichte, für deren pragmatischen Verlauf hatte. Zeit war für ihn Gegenwart, Geschichte die Ordnung, das Vorhandengewesensein merkwürdiger Ereignisse, Zufälle und Menschen. Rilkes Bildung war in diesen und anderen Belangen die eines Liebhabers, wählerisch, sprunghaft, den Gegenstand sehr rein in sich aufnehmend und wiedergebend. In einem Gedicht ist einmal die Rede von der Mühle, welche die Zeit zu Körnern verreibt. Kann man unzeitlicher, raumhafter von der Zeit reden? Doch auch in der Gegenwart empfindet er zu viel Zeit, zu viel Entgang durch die Zeit. Darum die Innigkeit und jenes: *Ihr greift Euch,* von den Liebenden, worauf aber gleich die Frage des Klagenden erfolgt: *Habt Ihr Beweise?* Sie haben keine, und so müssen sie sterben. Ohne Beweis.

IV.

Rilke redet einmal in einem Briefe an André Gide vom Versagen der deutschen Sprache dort, wo es auf das Sinnlich-Plastische ankommt. Er findet für das italienische *palma* und das französische *paume* im Deutschen *Handteller,* was eine Umständlichkeit bedeutet, eine Umschreibung ist und das Gegenwärtige des Gegenstandes nicht widergibt. Gewiß liegt die Schönheit und der Wert der deutschen Sprache auf einem anderen Gebiete: in den Übergängen vom Sinnlichen ins Seelisch-Geistige, im Grenzhaft-Schweifenden der Worte, in einer gewissen Neigung zum Pathetischen, was unter anderem auch die weite Entfernung zwischen dem Substantiv des Subjektes und dem Verbum zugleich bedingt und erklärt. In welcher anderen Sprache hätte — um dieses eigentümliche Pathos der deutschen Sprache näher zu bestimmen — Rilke die Heiligen «*Unmögliche*» nennen können?!

Sie aber knieten,
Unmögliche, weiter und achtetens nicht.

So haben die anderen Sprachen kein Wort für innig, weshalb nur Produkten der deutschen Sprache jene spezifische Innigkeit eignet, welche Rilkes Werk auszeichnet. Es ist das ein In-sich-selbersein, ein Innesein, in das sich jede mögliche Größe zurücknimmt, ein Innesein, das ohne Größe besteht, das ohne Größe zu bestehen hat.

Im 23. Sonett an Orpheus steht es dann so:

erst wenn ein reines Wohin
wachsender Apparate
Knabenstolz überwiegt,
wird, überstürzt von Gewinn,
jener den Fernen Genahte
sein, was er einsam erfliegt.

Welche Innigkeit, welches Inne-sein, in dem *erfliegt!* Welche Kraft in der deutschen Präposition *er!* Wie unübersetzbar! Rilke war als Augenmensch geboren; mit den Jahren aber erwacht in ihm das Verlangen nach Musik. In den Elegien und in den Sonetten an Orpheus ist ein gewisses Gleichgewicht zwischen Auge und Ohr hergestellt, das in den Sonetten (die in so vielen Fällen keine sind) oft zu Gunsten des Ohrs ausschlägt.

Von hier aus ist die 8. Elegie einzusehen, die ohne meinen «Umriß einer universalen Physiognomik», den ich ihm seinerzeit in München im vorletzten Winter des ersten Weltkrieges vorgelesen habe, nicht ganz zu verstehen ist, was wohl auch der Grund sein mag, daß mein Name darüber steht.

Mit allen Augen sieht die Kreatur
das Offene . . . .
. . . . Frei von Tod.
Ihn sehen wir allein; das freie Tier
hat seinen Untergang stets hinter sich
und vor sich Gott, und wenn es geht, so gehts
in Ewigkeit, so wie die Brunnen gehen.

Hier ist das Wunder geschehen: Unsinn, so weit Erfahrung in Betracht kommt, in Tiefsinn verwandelt, was nur in einer innigen Welt, in deren Sinn, vor sich gehen kann. In einer Welt — sagen wir es so — ohne das Nicht und dementsprechend ohne die ganze Dialektik, die sich notwendig an das Nicht knüpft. In einer Welt ohne das Opfer oder erst mit dem einen des Todes. Daher wohl auch Rilkes Vorstellung vom «eigenen Tod», den der Mensch sterben soll, worauf er so oft zurückkommt.

Rilke war eine von Grund aus unpaulinische Natur. Statt des Stachels von Tod und Sünde steht bei ihm der Stachel der Lust. Um eben des Offenen willen, das die Kreatur mit allen Augen sieht. Man darf bei Rilke von einer unendlich sublimierten Phallik reden. Man lese daraufhin Gedichte wie *der Schwan* und *Flamingos.* Ich denke dabei auch an die 5. Elegie, in welcher das Phallische und das Kosmische im Artisten wie ineinandergeschachtelt erscheinen. Phallik hieße dann soviel wie das Rühmen einer Welt ohne die Erbsünde, statt deren es nun im Menschenleben nur Versäumnisse gebe, Flüchtigkeiten, Verflüchtigungen, Griffe daneben.

Denn wir, wo wir fühlen, verflüchtigen, ach! wir
atmen uns aus und dahin.

V.

Aus dem genannten Unpaulinischen seines Wesens ist Rilkes Stellung gegen Christus zu verstehen, welche die Einen verletzt, Anderen töricht erscheint. Rilke wollte nicht den Mittler zwischen sich und Gott. Weil er das Innige, das In-sich und Im-Anderen-zugleich-Sein, und nicht die Größe wollte, die als solche zuletzt von uns abfällt, weil er die Kreatur (ins Offene blickend) und nicht das Ebenbild brauchte. Die Wahrheit aber ist zuletzt doch die, daß er den Geist ausließ, daß seine Welt keine Geisteswelt, sondern eine der Berührung, Raumwelt gleich der von Kindern, ist oder daß Geist für ihn Geist der Zauberer war oder sein sollte, Geist der Beschwörer, der reine Wille der Engel, Geist Gottes über den Wassern der Erde, Atem und Seele der Gottheit, Inspiration, das Einblasen der Kunde ins Ohr der auf göttliche Botschaft Gespannten. Rilke wußte nicht, ahnte nicht, daß das Christentum Geistesreligion ist, und wollte darum Christo zu Trotz weiter auf Moriah anbeten, auf den Bergen und in den Höhlen. Der Samariterin zuliebe, die zum Brunnen kam, die stets von Neuem zum Brunnen kommt.

In der 2. Elegie nennt er die Engel «*fast* tödliche Vögel der Seele», später heißt es in derselben: daß man *allmählich ein wenig* Ewigkeit spürt. Oder: das gibt mir *ein wenig* Empfindung. Oder: so versprecht ihr euch Ewigkeit *fast* von der Umarmung. Die 6. Elegie beginnt also: Feigenbaum, seit wie lange schon ist's mir bedeutend, wie du die Blüte *beinahe ganz* überschlägst und hinein in die zeitig entschlossene Frucht, ungerühmt drängst dein reines Geheimnis. (Zu diesem *beinahe* schnell ein Persönliches: Rilke, mehr schauend als hinsehend, war der Meinung, der Feigenbaum trage überhaupt keine Blüten, sondern gleich die Frucht. Erst auf meine Hindeutung hin, nachdem er mir die Elegie vorgelesen, daß der Augenschein ihn hier getrogen habe, setzte er das *beinahe* in den Vers.)

Alle diese *Fast, Allmählich, Ein wenig, Manchmal* und so fort, Wörter, einschränkend und das Unbedingte vermeidend, dem Pathos eines Schiller höchst fremd, ja entgegen, hat Rilke als Erster in Werken hoher Diktion verwendet. Das ist auffallend und bedeutsam. Wir reden in der Physik von Fernkräften, wie Newtons Gravitation. Sie wirken ins Unendliche und sind darum momentan. Die Anziehung der Erde auf den Mond, heißt das, braucht keine meßbare Zeit, was freilich von der neuesten Äther- und Atomphysik bestritten wird, der gemäß die Geschwindigkeit der Gravitation ebenso in Ziffern ausdrückbar sei wie die des Lichtes. In der Geisteswelt nun entspräche der Glaube einer solchen ins Unendliche wirkenden Fern-

kraft, nur daß wir dann an Stelle des Unendlichen (als Zahl genommen) das Unbedingte zu setzen hätten. Rilkes innere Welt ist nun nicht auf Glauben aufgebaut, sondern Rilke, der Augenmensch, will berühren, anrühren. Nur in einer solchen anzurührenden Welt ist das Schöne dann «nichts als des Schrecklichen Anfang», wie es in der ersten Elegie heißt. Sein Apostel ist darum, wie gesagt, nicht Paulus, sondern Thomas, der die Finger in die Wundmale des Auferstandenen legt. Zum jungen Malte redet der Vater Brigge über den Grafen von St. Germain also:

> «Ich habe allerhand Augen gesehen, kannst Du mir glauben: solche nicht wieder. Für diese Augen hätte nichts sein müssen, die hatten es in sich. Du hast von Venedig gehört? Gut. Ich sage Dir, die hätten Venedig hier hereingesehen in dieses Zimmer, daß es da gewesen wäre, wie ein Tisch».

Der Graf von St. Germain war ein Thaumaturg, dessen Künste das Unbedingte, Unberührbare ausschließen oder, wenn einer es lieber so will, ersetzen sollen. In der Geisteswelt aber des zwischen Gott und den Menschen stehenden Christus, wie ihn Dostojewsky in der Erzählung vom Großinquistor sieht, haben wir dann jenes einzige Phänomen des Glaubens an die Wahrheit, das in Rücksicht auf die ganze antike Welt mit ihrer Mischung von Logik und Thaumaturgie ein Unerhörtes bedeuten mußte und weiter bedeuten muß für alle Zeit. Dieses nämlich: daß wir an die Wahrheit nur glauben, nein, so: daß wir an die Wahrheit glauben müssen (das «nur» war falsch), daß wir sie nicht wissen können, bezeichnet den gewaltigsten Anspruch an die Persönlichkeit des einzelnen Menschen, an dessen Freiheit, und steht jener sublimierten Phallik Rilkes entgegen, von der oben gesprochen wurde.

Ich komme noch einmal auf den Begriff des Unbedingten zu sprechen, ein Begriff, ein Wort, viel gebraucht in der Rede von Deutschen — jetzt und in allen Zeiten. Von der Psychologie her, mehr noch von der Psychoanalyse, der sich Rilke um des Berührbaren willen mit so erstaunlichem Ernst hingegeben hatte, ist dieses Unbedingte freilich oft nur eine Ausrede — was ist psychoanalytisch genommen nicht alles Ausrede? —, Ausrede von allerhand, Ergänzung zu allerhand Artlosem, an sich Mittelmäßigem, Streberei, Hang zu bloßen Superlativen, Armut. Hängt dieses selbe Unbedingte aber auch, wie George Clemenceaus sah, der hier tiefer blickte, mit einem gewissen Todeswillen des Deutschen zusammen, Vernichtungswillen, dem Wunsch nach dem Ende, wie es Wotan in der Götterdämmerung nennt. Alles das von der Psychoanalyse her, was festgehalten werden muß. Vom Geiste her aber ist das Unbedingte da, weil wir die andere Seite nicht sehen, noch weniger berühren können, sondern glauben

müssen. Und um dieses Unbedingten, um des Glaubens willen (vom Geiste her) sind dann Leben und Tod nicht gleich der belichteten und unbelichteten Hälfte des Mondes, wie Rilke es haben wollte als Endgültiges. Vom Geiste her ist dieses Unbedingte nur der Ausdruck dafür, daß sich das Leben durch den Tod steigert. Aus welcher Steigerung dann alle Idee und Form kommt oder daraus sie sich übersetzt. Ein Drama, unvollziehbar in einer Mondwelt aus zwei Hälften, der Belichteten und Unbelichteten. Es fällt mir noch ein, ob in der Mythe von Narziß nicht ein Tausch vollzogen wird zwischen Geistes- und Seelenwelt, Sonnen- und Mondwelt. Und ob nicht von Narziß jenes Verlangen Rilkes herstammt nach dem «eigenen Tode». Vom Geiste her stirbt nämlich jeder Mensch seinen eigenen Tod. Ob im Bett oder auf dem Schlachtfeld, mit oder ohne Narkose, wissend darum oder ohne Wissen davon.

★ Politische Rundschau ★

Zur Lage

«Nervöse Demokraten» — unter dieser Überschrift beklagte sich unlängst eine Zeitung im Hinblick auf verschiedene unliebsame Feststellungen im Bereiche unseres schweizerischen politischen Lebens. Das Blatt nannte dabei im besondern den eigenwilligen Vorstoß, den Prof. Laur unlängst in der «Schweizerischen Bauernzeitung» unternahm, als er für den Fall einer bevorstehenden Verwerfung der Wirtschaftsartikel und des Landwirtschaftsgesetzes die Notwendigkeit einer Regierung unter dem Dringlichkeitsregime ankündigte, weil dann

> *«die Bauernsame das Vertrauen in die Referendumsdemokratie und ihre Fähigkeit, den Bauernstand vor Zerfall zu bewahren, verlieren»*

werde. Nun ist man zwar solche Drohungen von Herrn Prof. Laur durchaus gewohnt. Das Blatt bezog sich mit diesem Vorwurf der «nervösen Demokraten» dann weiter auch auf gewisse Organe der Gewerkschaften, die gegenüber allen Kritiken an der gegenwärtigen Vorlage zur AHV und allen Bedenken gegen die Unzulänglichkeit ihrer Finanzierung immer gleich mit dem Vorwurf der Sabotage zur Hand sind, und mit den schärfsten Vorwürfen vollends jene treffen wollen, die etwa auf die Wünschbarkeit oder Notwendigkeit hinweisen, die AHV-Vorlage dem Referendum zu unterstellen. Mit Recht hat das Blatt darauf hingewiesen, daß wir auf solche Weise natürlich nicht weiter kommen, wenn jeder, der gegenüber dem «staatspolitischen» Kurs von heute eine kritische Stimme erhebt, gleich irgendwie an den sozialen Pranger gestellt werden soll, oder — im anderen Falle — als landwirtschaftsfeindlich taxiert wird.

Inzwischen hat sich freilich in weiten Kreisen vor dem Anblick des *Voranschlages der Eidgenossenschaft für 1947* eine Stimmungslage eingestellt, von der im Laufe der weiteren Geschehnisse unter Umständen eine neue Entwicklung erwartet werden kann, — eine Entwicklung, vor der die «nervösen Demokraten» vor-